

Fritz Stern – „Fünf Deutschland und ein Leben“

Die Weimarer Republik

Im Juli kam es dann zur Reichstagswahl: Meine Eltern mieteten ein Radio, um die Ergebnisse zu hören, und luden Freunde dazu ein. Ich spürte ihre gedrückte Stimmung, denn die Ergebnisse übertrafen ihre schlimmsten Befürchtungen. Die Nationalsozialisten kamen auf einen Stimmenanteil von 37 Prozent; eine verheerende Aussicht, die nur teilweise dadurch ein wenig erträglicher wurde, daß Hindenburg es ablehnte, Hitler zum Kanzler zu ernennen, ohne daß er eine parlamentarische Mehrheit hinter sich hatte. Verhandlungen blieben ergebnislos. Auch jetzt noch, angesichts seiner Erfolge, wurden Hitler und der Erfolg seiner manichäischen Botschaft von vielen unterschätzt. Der Pomp des Nazismus, eine profane Mischung aus kirchlichen und militärischen Ritualen, fand nach wie vor, ebenso wie der Prunk des italienischen Faschismus, Anklang bei einem besiegten, zurückgesetzten und gegen sich selbst wütenden Volk. Hitler, der Mann der Gewalt, löste die politische Komplexität auf in eine Wagnersche Schlacht zwischen dem Reinen und dem Unreinen, zwischen deutschen Helden und jüdisch-marxistischen Verrätern. [...]

Am besten lernte ich Weimar kennen, als es zu Ende ging – und so sehen es auch die folgenden Generationen. Seit über einem halben Jahrhundert ist Weimar ein Synonym für politisches Scheitern; wenn eine Demokratie zerbricht oder ein politisches System in der Krise steckt, spricht man gleich von „Weimar“, so als sei dies der Gattungsbegriff für eine letale politische Krankheit.

Oder man hat Weimar in Erinnerung als eine Zeit überschäumender Kreativität, was es gewiß auch war. In der allgemeinen Vorstellung mag die radikale Grenzüberschreitung eine besondere Stellung einnehmen. Die erstaunliche Kreativität und Innovation, die Deutschland in den Künsten, in der Architektur, im Film und besonders in den Naturwissenschaften zeigte, markierten einen neuen und zuweilen dissonanten Höhepunkt dessen, was es vor dem Ersten Weltkrieg im Bereich der Kultur in Ansätzen entwickelt hatte. Aber gerade dieser Fortschritt, der in wenig mehr als einem Jahrzehnt unter den schweren Nachwirkungen von Krieg und Niederlage erreicht wurde, beunruhigte Millionen von Deutschland; sie empfanden die Moderne als eine Bedrohung. [...]

Am Ende von Weimar bekam ich eine Ahnung von der Verheißung seines Anfangs – und dieses Ende war der Anfang meiner politischen Bildung. Ich sah genug, um sagen zu können, daß Männer und Frauen wirklich hart gegen den Nationalsozialismus gekämpft haben, so daß dessen Aufstieg nicht unausweichlich war. Weimar enthält viele Lehren für uns alle. [...]

Das Dritte Reich

1936 stimmte die nationalsozialistische Propagandamaschine – ein ausgesprochen gerissenes, modernes Unternehmen, wie man nachträglich erkennen kann – das Volk auf ein großes nationales Ereignis ein. Gemeint war Hitlers Rede vor dem Reichstag, dieser Karikatur eines Parlaments, am 7. März 1936. Ich hörte mir diese Tirade an. Zunächst ging es um das Unrecht, das Deutschland angetan worden war, dann attackierte er das jüngst geschlossene französisch-sowjetische Bündnis, das angeblich gegen die Locarnoverträge verstieß, und schließlich folgte die erschreckende Mitteilung, daß deutsche Truppen in diesem Augenblick in die entmilitarisierte Zone links des Rheins einmarschierten. Hitlers Stil sollte dramatische Entschlossenheit vermitteln: einseitiger, unmittelbarer Befehl statt langweiliger Verhandlungen. Der ganze Auftritt, so furchterregend er war, war verwegen und beeindruckend, einschließlich des hysterischen Beifallsturms, den die Abgeordneten-Marionetten ihm entgegenbrachten. Hitler machte allerlei Friedensangebote, aber was er meinte, war klar: Dies war eine gewalttätige Demonstration deutscher Stärke, die von den meisten Deutschen freudig begrüßt wurde. Hitler hatte sein Versprechen gehalten: Die letzte „Fessel“ von Versailles war abgeschüttelt. [...]

Als das Schiff auslief, empfand ich nichts als Erleichterung und wunderbare Erregung darüber, mich auf einem Überseedampfer zu befinden, wenngleich ich spürte, daß meine Eltern sich wegen unserer unsicheren Zukunft Sorgen machten. Ich konnte kein Englisch. Mein Latein und Griechisch erschienen als eine kümmerliche Vorbereitung für ein neues Leben in Amerika. Ich verließ voller Abscheu dieses jubelnde, Hitler-vernarrte Deutschland. Erst später begriff ich, daß die Jahre im Dritten Reich mir meine erste und gründlichste Lektion in politischer Bildung erteilt hatten. Und noch viel später fand ich bei Heine das prägnante Wort für das, was ich gewonnen hatte: „Die Freiheitsliebe“, so schrieb er, „ist eine Kerkerblume.“ In diesem prägenden – und sicher auch verformenden – Abschnitt meines Lebens kam ich zu der Erkenntnis, daß ich meine glücklichsten Momente in Europa erlebt hatte, in Frankreich, der Schweiz, Dänemark, Holland, der Tschechoslowakei und England, so daß ich als ein Europäer avant la lettre aufgewachsen war. [...]

Die BRD

In der Bundesrepublik bekam ich Schauergeschichten en masse zu hören: An den meisten Universitäten war Einschüchterung etwas Alltägliches geworden. In ihren gut organisierten Kampagnen brüllten die Militanten ihren akademischen Gegnern die alte faschistische Drohung entgegen: „Wir werden Euch das Kreuz brechen.“ Der Terror steigerte sich schrittweise: Auf Störungen und Besetzungen folgten obszöne persönliche Angriffe, und schließlich – widerlicher ging es nicht mehr – wurden Kinder von Professoren bedroht. Günter Grass, nicht gerade ein Vertreter des Establishments, sah den SDS und die Studentenbewegung auf eher zynische Weise: Die radikalen Studenten waren seiner Meinung nach korrupt und leicht zu vereinnahmen. Aber vorzugsweise wurden natürlich die Liberalen aufs Korn genommen, eingeklemmt wie sie waren zwischen linkem Zwangsutopismus und rechter Paranoia. Als deutsche Studenten ihre reformistischen Gegner als „Scheißliberale“ attackierten, sah ich sie in der langen Tradition deutscher Verleumder des Liberalismus; ich hatte für sie ebenso wenig Verständnis, wie sie meinesgleichen verstehen konnten. [...]

Die DDR

Honecker und seine Männer standen Gorbatschow von Anfang an skeptisch gegenüber. Es war wohl nicht Sache solcher Funktionärsgestalten, für seine Reformagenda, für seinen Drang, das damals im Zerfall begriffene sowjetische System durch Veränderungen zu retten, Verständnis aufzubringen oder ihn gar zu unterstützen. Die ostdeutschen Apparatschiks, von denen viele Überlebende und einige Diener zweier Diktaturen waren, mußte es schwer ankommen, einen Plan für mehr Offenheit gutzuheißen. Eine reformorientierte sowjetische Zeitung (*Sputnik*) und einige neue sowjetische Filme wurden von der DDR-Zensur rechtzeitig verboten, und Gorbatschows Reden wurden „redaktionell bearbeitet“: Die Deutschen an die Front zur Verteidigung der marxistisch-leninistischen Orthodoxie! Oder hatten sie bloß Angst vor der Ehrlichkeit, Angst vor ihrem eigenen Volk? [...]

Nach dem Mauerfall

Es stimmte mich traurig, daß die hohen Erwartungen in so kurzer Zeit der Enttäuschung gewichen waren. Manche Deutsche witzelten, ihr Land sei gespaltener denn je, und während der Fortschritt in den „neuen“ Ländern augenscheinlich war (so manche desolote Stadt und so manches heruntergekommene Viertel wurden herausgeputzt, und der Anblick und Geruch von frischer Farbe hatte etwas Aufmunterndes), wurde mir bewußt, daß die Ostdeutschen der Anomie erlagen, die seit jeher denen zugeschrieben wird, die unter den Frühphasen des harten Kapitalismus leiden. Es traten die ersten Anzeichen der sogenannten Ostalgie auf, einer Nostalgie nach der eng zusammengewachsenen, vertrauten, schäßigen DDR, nach den typischen Symbolen ihres Netzes sozialer Sicherheit, etwa ihren vielgepriesenen Kinderkrippen, die es den Müttern so großzügig erlaubten, ihre (unablässig angetriebene und unterbezahlte) Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Die ältere Generation begann, die bedrückenden, langweiligen Aspekte der DDR aus dem Gedächtnis zu streichen und sich dankbar der Beschränktheit im kleinen, der Langsamkeit und Vorhersagbarkeit ihres „sozialistischen“ Lebens zu erinnern, das in vielen Zügen „deutscher“ war als das Leben im amerikanisierten Westdeutschland. Einer der führenden Köpfe des Neuen Forums sagte mir in Berlin seufzend: „Haben wir denn nichts in das neue Land eingebracht? Gab es denn gar nichts, was Anerkennung verdient hätte?“ [...]

Meine letzte Vorlesung über deutsche Geschichte eröffnete ich mit der Erklärung: „So etwas wie ‚deutsche‘ Geschichte gibt es nicht“ – um provozierend zu unterstreichen, daß die deutsche Geschichte nur als ein Teil des europäischen Lebens verstanden werden kann. Phasenweise mag nationalistischer Taumel diese Wahrheit verdunkelt haben, aber zu allen Zeiten und ganz gewiß in der Neuzeit stand das deutsche Leben auf prägende Weise in Verbindung mit dem übrigen Europa: Politik, Kultur, Wissenschaft und materielle Entwicklung Deutschlands waren von Europa nicht zu trennen – manchmal im Widerstreit, dann wieder in wechselseitiger kreativer Anregung, aber immer in einem entschiedenen Austausch. Ich hatte die deutsche Geschichte seit jeher so dargestellt, und daher war es merkwürdig, daß ich diese programmatische Erklärung so spät in meiner Professorenlaufbahn abgab. Es ging mir nicht um eine politische Verbeugung vor Brüssel, sondern schlicht um die Darstellung, „wie es eigentlich gewesen“, wie Ranke die Aufgabe des Historikers umschrieben hatte. [...]

Auszüge aus: Fritz Stern, Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen. Erscheint am 22. August 2007 im C.H. Beck Verlag, München, 674 Seiten mit 27 Abbildungen, 29,90 Euro.